吉

Sein Vater hat ihm einiges hinterlassen: das Haus, den Hof, die Tiere – und damit immer genug zu tun. Was er Joseph nicht mitgegeben hat, ist die Fähigkeit zu reden – über Angst, Krieg oder Liebe. So ist auch Joseph zu einem Mann geworden, den seine Verluste wortkarg machten. Gerade als Joseph den Tod als besten Ausweg zu akzeptieren beginnt, klingelt es an der Tür und Birdie fällt ihm in die Arme und in sein Leben. Während sie sich langsam erholt und anfängt, von ihrer Liebsten und ihren Berufsträumen zu erzählen, stellt sich Joseph Wahrheiten, vor denen er bislang Reißaus genommen hat. Über sich als Bruder und Vater und liebenden Mann.

Elena Fischer, geboren 1987, hat Komparatistik und Filmwissenschaft in Mainz studiert, wo sie mit ihrer Familie lebt. Ihr Debüt *Paradise Garden,* 2024 auch im Programm der Büchergilde erschienen, wurde sofort zum Bestseller und 2023 für den Deutschen Buchpreis sowie den Debütpreis des Harbour-Front-Literaturfestivals nominiert. Der Roman wurde bereits in 15 Sprachen übersetzt.

Elena Fischer

Wirf einen Schatten

ROMAN

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung der Diogenes Verlag AG, Zürich

Copyright © 2026 Elena Fischer
Copyright © 2026 Diogenes Verlag AG, Zürich

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2026

Einbandillustration: Marion Blomeyer, München
Einband- und Vorsatzmaterial: peyer cover gmbh, Leonberg
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7769-8

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

Wann beginnt unser Leben?
Wenn wir zur Welt kommen,
nackt und winzig,
rosa und faltig,
wenn wir lernen,
uns dem Lärm hinzugeben
und der Stille,
wenn wir beschließen,
weiterzumachen,
Tag für Tag,
Nacht für Nacht,
wenn wir heimkehren?

Quando corpus morietur,
Fac, ut animae donetur
Paradisi gloria.
Amen.
Giovanni Battista
Pergolesi: Stabat Mater

24. Dezember 1963

Joseph trank seinen Kaffee in kleinen Schlucken, heiß, stark, schwarz und ohne Zucker, als wäre er eine Strafe Gottes.

Er wusste, dass es das letzte Mal war.

Vor ihm lag ein Tag voller letzter Male.

Der Tag vertrieb kaum die Dunkelheit der Nacht, ein silbriges Licht fiel durch das Fenster in die Stube. Es war der Morgen vor Heiligabend, doch im Haus war davon nichts zu sehen. Im Haus würde es keine Jahreszeiten mehr geben. Keine Weidenkätzchenzweige behängt mit Ostereiern, keine Wiesenblumen in Glasvasen, keine Kastanienmännchen auf dem Tisch, und jetzt: keine Papiersterne im Fenster, keinen Christbaum im Wohnzimmer.

Es war geisterhaft still.

Seine Frau und sein Sohn hatten alle Geräusche mitgenommen.

Joseph sah zu den beiden Stühlen, die am Tisch standen. Er dachte: Ich sollte sie auf den Dachboden räumen.

Aus dem Sehen wurde ein Schauen, aus dem Schauen ein Starren. Und dann – nichts. Dieser *Zustand,* wie er es nannte, hatte begonnen kurz nachdem Lis gegangen war. Am Anfang hatte er gedacht: Er bräuchte jemanden, der ihn ansprach, der seinen Namen sagte und dahinter mehrere

Ausrufezeichen, jemanden, der sich ins Bild stellte und vor seinen Augen herumfuchtelte, jemanden, der seine Hand nahm und ihn mit der anderen anschob. Aber diese Gedanken hatte er hinter sich gelassen.

Manchmal gelang es ihm, das Erstarren zu überwinden. Was blieb, war die Unfähigkeit, sich zu konzentrieren, die Gedanken auf ein Ziel hin auszurichten, etwas Angefangenes zu beenden.

Er öffnete eine Schranktür, nahm nichts heraus.

Er klopfte einen Nagel in die Wand, hängte nichts auf.

Er stellte einen Topf auf den Herd, füllte ihn nicht.

Selten gelang es ihm, da weiterzumachen, wo er aufgehört hatte. Doch dann schienen die Dinge vor ihm zu fliehen; vielleicht, weil er sich zu lange nicht um sie gekümmert hatte. Die Schale, die er aus dem Schrank nahm, glitt ihm aus der Hand, das Bild, das er aufhängen wollte, war verschwunden, die Kartoffeln, die er essen wollte, waren roh.

Joseph zwang sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Dann stand er da, spürte das Holz unter seinen Händen, und der Stuhl war wieder ein Stuhl. Ein Stuhl aus Buchenholz, massiv und solide, gebaut für die Ewigkeit. In die Rückenlehne hatte er ihren Namen eingraviert. LIS stand dort, in fein geschwungenen Linien. Er nahm beide Stühle und trug sie nach oben. Zuerst ihren Stuhl, dann den Hochstuhl.

Er hatte gedacht, dass es keine Woche dauern würde, bis Lis mit Samuel wieder vor der Tür stand. Er hatte gehofft, dass seine Frau ihre Meinung änderte, dass sie einfach wiederauftauchte, so plötzlich, wie sie Anfang August verschwunden war.

Der Sommer verging, die Abende wurden kühler, dann

kalt, der Herbst brachte den Wind, doch Lis kam nicht zurück. Wenn der Wind zum Sturm wurde, riss er alles mit sich. Der Herbst war die Zeit, in der das Haus und der Hof wetterfest gemacht, das Dach auf lose Schindeln überprüft, der Kamin gereinigt, das Totholz entfernt, die Zäune neu befestigt, die Kartoffeln geerntet werden mussten.

Als der Herbst zum Winter wurde, war Lis noch immer fort. Der Schmerz darüber schwoll an und ab, war zu einem Grundrauschen geworden, war ein Teil von ihm. Die Tage wurden dunkler. Es war eine Dunkelheit, in der man sich verirren konnte, eine, aus der man nicht mehr herausfand. Im Winter bereute man, was man im Herbst nicht erledigt hatte.

Joseph hatte nichts erledigt.

Er würde es auch nicht mehr tun.

Aus der leisen Ahnung der vergangenen Wochen war an diesem Morgen eine Gewissheit geworden. Seit fast sechs Monaten hatte er nichts von Lis gehört. Auf dem Land waren sechs Monate ein halber Zyklus Leben. Mehr als eine Jahreszeit, genug, um über Gedeih und Verderb eines Hofes zu entscheiden. Hier, in den Bergen, in den Dörfern, auf den Höfen, konnte man sich keine Fehler leisten. Der größte Fehler war, nicht mit der Natur zu arbeiten. Wie lange war ein halbes Jahr in der Stadt? Er wusste es nicht. Vielleicht lange genug, um sich an ein neues Leben zu gewöhnen, das im Grunde ja nur das alte war.

Joseph stellte die beiden Stühle ganz nach hinten, direkt unter die Schräge. Er wollte Leintücher darüberhängen, aber dann hatte er das Flüstern seiner Großmutter im Ohr. *Nicht dass der Tod sich darin verfängt.* Seine Großmutter

hätte niemals zwischen den Jahren Wäsche aufgehängt. *Das bringt Kummer im nächsten.* Einmal hatte die Mutter ihre Warnungen ignoriert. Der Wind zerrte an der Wäsche. und die Großmutter sprach tagelang nicht mit der Schwiegertochter. Niemand wusste, ob das Unglück trotzdem passiert wäre, aber die Mutter hatte nie wieder zu dieser Zeit gewaschen. Joseph wandte sich von den Stühlen ab, im Grunde war es gleich. Er wollte wieder nach unten gehen, blieb dann aber vor dem Regal stehen, das neben der Tür stand.

Da lag das Gewehr, eine Mauser 98.

Joseph konnte den Blick nicht abwenden, sein Herz begann rascher zu klopfen, er spürte die Schläge bis in die Fingerspitzen. Das Gewehr war die Antwort auf die Frage nach dem Wie. Er berührte den staubigen Lauf, vorsichtig, als wäre das Metall lebendig. Er nahm das Gewehr in die eine Hand, mit der anderen griff er nach einem Päckchen Munition und steckte es in die Hosentasche.

In der Stube legte er beides auf den Tisch. Der Lauf zeigte genau auf Jesus. Seit Generationen litt er hier am Kreuz. Der Herr konnte einem jederzeit diejenigen nehmen, die man liebte. Es war der Gang der Dinge, dass Unheil über die Familie kam. Es war eine Menge davon gewesen. Am Ende war nur er übriggeblieben.

Aber das mit Lis war etwas anderes.

Lis war freiwillig gegangen.

Oder?

Es liegt an der Hitze, hätte seine Großmutter gesagt. Im Sommer hatte sie oft auf der Bank vor dem Haus im Schatten gesessen, die Füße auf der Erde, den Blick in die Berge.

Sie erzählte von Männern, die glaubten, ein Flugzeug fliegen zu können und dann abstürzten, von Frauen, die ihre Männer verließen, weil sie beim Abendessen zu laut kauten, und von einem Mädchen, das im Gottesdienst der Frau vor ihr den Zopf abschnitt. *In der Hitze trifft man keine klugen Entscheidungen,* hatte seine Großmutter gesagt.

Joseph strich mit den Fingern über die Maserung des Kolbens. Der Vater hatte ihm zwei Dinge geschenkt: mit dreißig das Leben und kurz bevor er gestorben war das Gewehr. »Du bist jetzt für den Hof verantwortlich«, hatte er gesagt. Das schloss das Schlachten ein. Der Vater hatte immer selbst geschlachtet, die Mutter das Blut gerührt, um Blutwurst daraus zu kochen. Als kleiner Junge stand Joseph daneben, den sauren, metallischen Geruch in der Nase. Seine Augen tränten vor Ekel und der Anstrengung, sich nicht zu übergeben. Einmal war es doch passiert, und die Mutter hatte ihm mit dem blutigen Holzlöffel den Hintern versohlt. Später, als der Vater nicht mehr konnte, als seine Hand nicht mehr aufhörte zu zittern, musste Joseph das Schlachten übernehmen. An diesen Tagen wachte er mit einem flauen Gefühl auf, konnte den ganzen Tag lang nichts essen. Er blickte die Tiere an, sie blickten zurück, und er sah die Angst in ihren Augen. Er trauerte um jedes Huhn, jedes Schwein und jedes Lamm. Der Vater lachte bloß. Doch dann war der Tod über die Familie gekommen. Die Mutter war die Zweite gewesen. Der Tod hatte so lange an ihr gezerrt, bis sie freiwillig mitgegangen war. Da hatte der Vater aufgehört zu lachen.

Joseph stand auf, holte einen Bleistift und ein Blatt Papier aus der Schublade des Geschirrschranks. Er legte bei-

des auf den Tisch, setzte sich wieder. Dann begann er zu schreiben:

1. *Stühle*
2. *Tiere*
3. *Kirche*
4. *Abschied*

Den ersten Punkt strich er durch. Blieben drei. Drei Punkte erschienen ihm bewältigbar. Er wusste noch nicht genau, wie die letzte Aufgabe genau aussehen würde, doch dass sie von Bedeutung war, stand außer Frage. Wer ging, hatte sich zu verabschieden. Das Wichtigste war: Er hatte jetzt eine Liste, und Listen sorgten für Ordnung. In ihm machte sich ein Gefühl breit, das er lange nicht mehr gespürt hatte. Ruhe. Er faltete das Papier und steckte es in die Hosentasche.

Im Flur schlüpfte Joseph in Stiefel und Jacke und trat nach draußen. Seit einer Woche verband der Nebel Himmel und Erde, ein weißes Nichts, ein Leichentuch, das die Tage einrahmte. Die Farbe war längst aus der Landschaft gewichen. Der Ahornbaum breitete seine leeren Arme zwischen Ställen und Haus aus, unter ihnen auf dem Boden lag ein Teppich aus verrotteten Blättern.

Die Kühe waren unruhig. Sie muhten, ihre Ketten klirrten, ihre Körper nahmen jede seiner Bewegungen wahr. Wie er das Tor zur Seite schob, wie er sich mit langsamen Schritten näherte, wie er den Melkschemel vom Haken an der Wand nahm. Joseph strich jeder der Kühe über die Stirn

und sprach leise mit ihnen. Dann setzte er sich auf den Schemel und machte sich beim ersten Tier an die Arbeit. Die Milch im Vormelkbecher war weiß und schön, ohne Flocken. Joseph wischte die Zitzen mit einem Tuch ab und fettete sie ein. Als er zu melken begann, glaubte er, ein leises Seufzen zu hören. Bevor er schließlich den Stall verließ, versorgte er die Kühe mit der dreifachen Ration Futter.

Die Hühner saßen dicht aneinandergedrängt im Stall auf der Stange. Erst als Joseph den Futtersack öffnete, flatterten sie herunter. Während die Tiere nach den Körnern pickten, sammelte er die Eier ein, heute waren es nur drei. Sie waren noch warm. Er hielt sie einen Augenblick in der Hand, dann steckte er sie in seine Jackentasche. Joseph zog die Stalltür fest hinter sich zu. Auf einem der Nachbarhöfe hatte der Fuchs vor einigen Nächten die Hälfte der Hühner gerissen.

Zum Schluss gab er auch den Schafen und Schweinen großzügig Futter. Er dachte daran, wie Lis zum ersten Mal in ihrem Leben einen Schweinestall betreten hatte. Wie sie zurückgeschreckt war. Im Gegensatz zu dem Geruch der anderen Tiere war der der Schweine aufdringlich, geradezu beißend.

Das Mittagessen ließ Joseph aus. Stattdessen holte er eine Flasche Selbstgebrannten und ein Schnapsglas aus dem Schrank. Als er die Flasche öffnete, stieg ihm der süße, scharfe Geruch von reifen Birnen in die Nase. Er füllte das Glas bis zum Rand, leerte es in einem Zug und schenkte nach. Die Wärme breitete sich in seinem Magen aus, strömte von dort in seine Arme und Beine, nur ein leichter Druck auf seiner Blase störte ihn.

Einmal hatten sein Bruder und er als kleine Kinder in

den Bach gepinkelt. Sie hatten sich vorgestellt, dass ihr Urin bis ins Meer gespült werden würde. Sein Bruder hatte gelacht. »So kommen wir doch noch in die große, weite Welt.« Joseph hatte seinem Bruder nicht gesagt, dass er gar nicht in die Welt hinauswollte. Dass er bleiben wollte, wo er war. Dass seine Welt der Wald war, der Bach, die Äcker, die Wiesen, die Berge. Johann war immer der Mutigere gewesen, der mit den großen Plänen. Derjenige, der den Hof hätte übernehmen sollen.

Joseph überlegte, wie viel Mut es Lis gekostet hatte zu gehen. Wie maß man Mut? In der Anzahl der Zweifel, die einem auf dem Weg kamen, den man doch beharrlich weiterging? Joseph trank auch das zweite Glas in einem Zug und wankte nach oben ins Schlafzimmer. Er ließ sich aufs Bett fallen und schloss die Augen.

Schweißgebadet und mit schmerzendem Kopf wachte er auf. Er hatte geträumt, dass Lis mit einem großen Koffer aus dem Haus gegangen war. Er rief nach ihr, er wollte sie aufhalten, doch sie hörte ihn nicht. Dann trug Lis einen großen Braten zum Tisch, schnitt ein Stück davon ab und legte es auf seinen Teller. Er wollte anfangen zu essen, aber da begann das Fleisch sich zu bewegen. Er ließ die Gabel fallen, stand auf und stieß mit dem Kopf an die Decke. Das Haus schrumpfte. Die Decke senkte sich herab, die Stühle wurden so klein, dass nur eine Puppe darauf Platz gefunden hätte. Er krümmte sich, versuchte auszuweichen, steckte einen Arm aus dem Fenster, doch am Ende gab er auf. Das Haus zerquetschte ihn. Joseph tastete nach dem Wecker auf dem Nachttisch. Siebzehn Uhr. Es wurde Zeit für Punkt drei auf seiner Liste.

Aus den Feldern und Wiesen stieg der Dunst. Joseph atmete in seinen Schal, die Luft war eisig und feucht. Der Weg zur Kirche führte bergab, bis er nach etwa zwanzig Minuten in die Dorfstraße mündete. Bergauf dauerte es zu Fuß beinahe doppelt so lang. Das hielt die Besucher fern. Sein Hof lag abgeschieden von den anderen Höfen und ganz am Ende der Runde des Postlers. Man kam nicht einfach so vorbei. Man musste sich schon dafür entscheiden.

Seine Augen tränten, seine Nase lief, sein Bart wurde feucht. Mit einem Taschentuch wischte Joseph sich über das Gesicht. Er war lange nicht hier gewesen. Er brauchte selten etwas, das er nicht selbst anbaute oder auf Vorrat gekauft hatte. Hier, auf der rechten Seite, etwa fünfzig Meter nach dem Ortseingangsschild, war der Gemischtwarenladen. Als Kind hatte er dort manchmal ein Bonbon bekommen. Er ging daran vorbei, den Kopf gesenkt, die Hände in den Hosentaschen. Dort, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, waren der Bäcker, der Metzger, der Schuster und der Schneider. Er sah Lis an einem Frühlingstag die Straße entlangschlendern, ein Einkaufsnetz in der einen, Samuel an der anderen Hand, und er dachte: Die Mutter hat mich einfach verlassen, Lis hat Samuel wenigstens mitgenommen.

Joseph bog in eine Seitenstraße ein. Überall leuchtete und funkelte es. In den Fenstern drehten sich Weihnachtspyramiden, Kerzen brannten in Lichterbögen, Tannenzweige schmückten die Türen. An einem der Fenster blieb Joseph stehen. Die Gardine war nicht ganz zugezogen; sie gab einen Blick in das Esszimmer frei. Eine Familie saß um den Tisch herum, Vater, Mutter, drei Kinder. Die beiden Mädchen trugen Kleider und hatten Zöpfe so dick wie Taue.

Die Enden waren mit Schleifen versehen. Dem Jungen hatten sie einen Schlips umgebunden und das Haar sorgfältig gescheitelt. Es glänzte pomadig. Auf dem Tisch stand ein großer Bräter, aus dem es dampfte. Joseph wollte gerade weitergehen, da trat der Mann zu seinem Sohn, legte ihm die Hände auf die Schultern und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Junge drehte sich um, sprang auf, schlang die Arme um den Hals seines Vaters, der die Umarmung zärtlich erwiderte. Rasch wandte Joseph sich ab. Bald hatte er das Dorf hinter sich gelassen. Es war klein, neben der Hauptstraße mit den wenigen Geschäften gab es nur noch das Wirtshaus, eine kleine Pension, die Molkerei und die Kirche.

Die Kirche befand sich nicht am Marktplatz, sondern abseits, auf einer Wiese am Rand des Dorfes, der Friedhof lag direkt daneben. Und dahinter begannen die Berge. Am Horizont erhoben sie sich in den Himmel. Schneebedeckt, mächtig. Joseph überlegte, was sie wohl sahen. Suchende, winzig wie Ameisen, die sich auf dem Feldweg der Kirche näherten. Die nach Gott suchten, nach Schutz oder nach Stille. Die vielleicht auf Vergebung hofften oder Buße tun wollten. Joseph dachte: Die Berge sind die Berge, sonst nichts. Sie lassen einen, wie man ist.

Die Kirchenfassade war weiß gestrichen, der Turm hatte eine Zwiebelhaube, bedeckt mit schwarzen Schindeln. Bis zur Christmette dauerte es noch ein paar Stunden, die Fenster waren dunkel. Seit Lis ihn verlassen hatte, war Joseph nur ein einziges Mal hier, vor einigen Wochen, als eine Freundin seiner Mutter beerdigt wurde. Er hatte die Frau nur flüchtig gekannt, sie aber gemocht.

Am Morgen vor der Bestattung war sein Körper aufdringlich gewesen, hatte unentwegt Aufmerksamkeit gefordert. In seinen Eingeweiden rumorte es, seine Hände zitterten, sein Atem hatte jeden Rhythmus verloren. Wovor fürchtete er sich? Die Einsamkeit zu verlassen? Oder festzustellen, dass die Einsamkeit ihn auch in Gesellschaft nicht verließ? Joseph starrte auf das Ziffernblatt seiner Armbanduhr. Er wollte nicht zu früh auf dem Friedhof sein und nicht zu spät. Er versuchte, die Uhr an seinem Handgelenk zu drehen, doch das Armband war zu eng und das Leder unangenehm hart. Sollte er ein zusätzliches Loch hineinbohren? Nein, es lohnte sich nicht.

Natürlich war seine Schwägerin bereits da. Sie war stets mit großer Ernsthaftigkeit pünktlich. Bei einer Hochzeit war sie vor dem Brautpaar da, bei einer Beerdigung vor dem Leichnam. Sie stand am Friedhofstor, gekleidet wie immer. Unter ihrem schwarzen Wollmantel lugte eine weite Hose hervor. Die Hände hielt sie locker ineinander verschränkt. Als sie ihn auf das Tor zukommen sah, drehte sie sich zu ihm hin, eine winzige Bewegung ihres Körpers.

Sie grüßten einander. Sie hatten sich lange nicht mehr gesehen. Beim letzten Mal war alles wie immer gewesen, alles an seinem Platz, Lis an seiner Seite.

Als Joseph ansetzte, eine Unterhaltung zu beginnen, geriet plötzlich der Baum neben ihnen in Bewegung. Die gelben Blätter raschelten, dann erhob sich ein ganzer Schwarm Vögel in den Himmel. Mit zurückgelegten Köpfen schauten sie ihnen nach.

»Letzte Nacht habe ich geträumt, ein Vogel zu sein. Ich hatte rote Federn und war klein«, sagte Ada.

»Ein Hausrotschwanz?«, fragte er.

Sie wiegte den Kopf, schien sich den Traum noch einmal in Erinnerung zu rufen. »Vielleicht.«

Er war nicht sicher, ob sie das wirklich geträumt oder in diesem Moment erfunden hatte. Ihre Fantasie schien wie ein Kirschbaum an einem warmen Frühlingstag: üppig blühend. Wenn andere sich wiedersahen, erzählten sie einander, was sie in der Zwischenzeit erlebt hatten; sie beide hingegen erzählten einander, was sie geträumt hatten. So war es einfacher. Vielleicht.

»Es tut mir sehr leid für Rosie«, sagte er. Seine Worte waren wie ein Anker, ausgeworfen, um sich an Ort und Stelle zu halten. Seit damals hatte er Rosie nie wiedergesehen. Zwei Leben ohne Berührungspunkte. Als hätte sie ihn gehört, löste Rosie sich aus einer kleinen Gruppe, die bereits auf dem Friedhofsgelände stand. Sie näherte sich langsam, ging, als wäre jeder Schritt zu viel. Sie geht wie eine alte Frau, dachte Joseph.

»Rosie«, sagte Ada und schloss sie fest in die Arme.

Joseph wollte weitergehen, kein Zeuge dieses intimen Moments sein, doch er blieb stehen.

Über Rosies Schulter sah Ada ihn an und hob einen Finger. Warte, sagte sie stumm. Rosie löste sich aus der Umarmung, fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und wandte sich nun ihm zu.

»Rosie«, sagte er. »Dein Verlust tut mir leid.«

Sie deutete ein Lächeln an, bedankte sich für seine Worte und dafür, dass er gekommen war. Es war eine Geste, die sie an diesem Tag sicher schon oft gezeigt hatte und noch oft wiederholen würde.